

Über die öffentlichen Dinge denken nur wenige nach. Alles dreht sich um das Ich, um Selbstverwirklichung, Karriere, Lebensstandard.

Marion Gräfin Dönhoff

Ganzheitlichkeit

Wer eine Sache, einen Vorgang mit dem Attribut „ganzheitlich“ näher bestimmt, kann der Zustimmung vieler Zeitgenossen sicher sein. „Ganzheitlichkeit“ ist zu einem jener Wörter geworden, die inzwischen ihren Siegeslauf durch die verschiedensten Bereiche des alltäglichen Lebens angetreten haben. Überall, wo sich ein traditionelles Verhalten als eindimensional oder einseitig herausgestellt hat und man nun im Zuge einer Neubesinnung auf die jeweilige vernachlässigte Dimension hinweisen und durch deren neuerliche Beachtung zu einem gewissen Gleichgewicht kommen will, spricht man in verschiedenen gesellschaftlichen Milieus und Gruppen (tendenziell aber auch darüber hinaus) von Ganzheitlichkeit: in der Ökologie- und Frauenbewegung, der Anthroposophie samt dem weit über die engeren weltanschaulichen Gruppen hinausreichenden interessierten Umfeld, der New-Age-Bewegung, in neuen religiösen Strömungen.

Der Mensch vor dem Sündenfall der Moderne

Der tatsächlichen oder vermeintlichen *Überbetonung des Kognitiven* hält man die Forderung entgegen, die emotionale Seite des Menschen müsse stärker als bislang zur Geltung kommen; die Kopfarbeit erachtet man als notorisch überbewertet und bemüht sich daher um ein stärker ausbalanciertes, sprich: „ganzheitliches“ Verhältnis von Kopf- und Hand-Arbeit; den Menschen in der Industriegesellschaft hält man für einseitig auf die Arbeit fixiert und hofft, dies durch die Besinnung auf die säkularisierte Form eines benediktinischen „ora et labora“ überwinden zu können; nachdem Pharmazeutik und großtechnisch ausgelegte Medizin einen instrumentellen Umgang mit dem menschlichen Körper gefördert haben, bemüht man sich wieder um ein eher „natürliches“ Verhältnis zum eigenen Körper; es wird ein Zusammenhang gesehen zwischen der Tatsache, daß die Industriegesellschaft den Bestand von Mensch und Natur zu bedrohen

beginnt, und dem Umstand, daß der *Mann* bei ihrer Entstehung den Ton angegeben hat und damit die Hauptverantwortung für die risikoreiche Entwicklung trägt – dementsprechend bemüht man sich um eine (ganzheitliche) Neubesinnung auf die vernachlässigten weiblichen Werte.

Das Stichwort „Ganzheitlichkeit“ steht folglich für eine Vorstellung vom Menschen, wie er vor dem Sündenfall der Moderne vielleicht einmal war und wie er irgendwann einmal sein wird, sofern es gelingt, dem „Gotteskomplex“ der letzten vierhundert Jahre nachhaltig abzuschwören. Und gutgehen kann es eigentlich mit dem Menschen nur, so meinen viele, wenn diese Umkehr gelingt. Einer verabsolutierten Rationalität, einem keine Grenzen kennenden Herrschen-Wollen, der Besessenheit vom Leisten-Müssen als Ausdruck eines typisch männlichen Menschenbildes werden als fraulich empfundene Werte wie Gefühl, Solidarität, Bewahrung durch Hege und Pflege gegenübergestellt. Dieser Vorstellung nach muß der moderne Mensch mit seinem ungesättigten Macht- und Besitzstreben erst noch ganzheitlicher Mensch werden – diesmal jedoch nicht im Kampf gegen seine eigenen natürlichen Lebensgrundlagen, sondern im Einverständnis mit ihnen. Der Mensch soll bzw. möchte sich demnach stärker erfahren als ein Teil eines ihn übersteigenden Ganzen, die Kluft zwischen der Natur und dem vom Menschen Geschaffenen will er verkleinern.

Religion hat von dieser neuen Suche nach dem Ganzen offenbar profitieren können. Selbst wenn man sich selbst nicht als religiöser Mensch versteht, wird der Religion durchaus eine gewisse Funktion bei der Sinnfindung von Menschen zugesprochen. Man beginnt zu akzeptieren, daß sich mit Religion wesentliche Erfahrungen des Menschen zum Ausdruck bringen lassen. Mehr noch: Ein militanter Atheismus erscheint geradezu als Sünde gegen die allseits angestrebte Ganzheitlichkeit. Daß es sich bei solchen Vorstellungen oftmals um recht diffuse Vorstellungen von religiösen Sinnbedürfnissen handeln kann,

um eine letztlich transzendenzlose Transzendenz, das steht auf einem anderen Blatt.

Diese für alles Religiöse günstige Gesamtkonjunktur bedeutet jedoch nicht, daß der Ruf nach der Ganzheitlichkeit nicht auch in den Kirchen zu hören ist. Besonders schwer hat es in dieser Hinsicht der *Protestantismus*, der durch sein programmatisches Setzen auf das Wort und der damit einhergehenden Vernachlässigung der liturgischen Geste, des Sakramentalen, mit seiner traditionellen Reserve gegenüber dem Religiösen am christlichen Glauben geradezu als beispielhafte Vorwegnahme spezifischer Verkümmernungen beim modernen Menschen gilt. Auch wenn es der Katholizismus in dieser Hinsicht leichter hat, handelte er sich doch in der Zeit nach dem Konzil den Vorwurf ein, er habe mit der Liturgiereform und deren Umsetzung in die pastorale Praxis manche protestantischen Sünden wider die Ganzheitlichkeit nachgeholt. So firmieren unter dem Etikett „ganzheitlich“ heute Versuche, an traditionelle „katholische“ Fähigkeiten wiederanzuknüpfen und gegen eine sterile Verwortung liturgischen Tuns liturgische Sinnlichkeit und Leiblichkeit zu fördern.

Eine Leerformel, die viele Fragen offen läßt

Vieles von dem, was in unserer Gesellschaft an Vorstellungen über ein gewandeltes ganzheitliches Menschenbild gehandelt wird, ist nicht sonderlich *strittig* – dafür sind die Gefahren, die der Mensch sich selbst geschaffen hat, zu groß, auch wenn wirkliche Lösungen und schlüssige Perspektiven für die geforderte Umkehr nicht in Sicht sind. Auch *neu* ist vieles an dieser Diskussion nicht, denkt man an die schon in der Romantik und dann wieder um die Jahrhundertwende unternommenen Versuche, der Entwicklung hin zu einem atomistischen Menschenbild mit einer Besinnung auf die Ganzheit entgegenzuwirken, woraus immerhin eine Reihe von Reformimpulsen in Pädagogik und Psychologie entstammen, an die man sich heute wieder erinnert und die sich eines erneuten Zuspruchs erfreuen.

Wie so oft bei Wörtern, in denen man den Zeitgeist besonders deutlich zu spüren glaubt, scheint inzwischen jedoch aus dem Wort von der Ganzheitlichkeit eine *Leerformel* geworden zu sein, die man zwar ständig benutzt, über deren Inhalt man sich aber weniger denn je im klaren ist. So fragt es sich z. B., ob unter dem Topos Ganzheitlichkeit nicht oft nur zwei sich widerstreitende Dimensionen *unverbunden addiert* werden, woraus aber noch lange kein organisches Ganzes wird. Von einer Überwindung der notorischen Vernachlässigung des Gefühlhaften, von der Wiederkehr symbolisch-mythischer Sprache kann so lange nicht die Rede sein, als beide Aspekte nur nebeneinander bestehen, womöglich der eine im öffentlichen Teil des Alltags dominiert, der andere im privaten Bereich kompensatorisch Defizite ausgleichen soll. Auch wenn die Gewichte je nach Situation

und Kontext durchaus verschieden verteilt sein können, das Anliegen ist doch gerade, das Individuum nicht in schizophrener Manier in auseinanderliegende Aktions-, Denk- und Lebensbereiche zu spalten, wie der fast sprichwörtliche Computerfachmann, den auch eine noch so qualifizierte Ausbildung in seinem Spezialgebiet nicht daran hindert, in religiösen Dingen ein Fundamentalist zu bleiben. Oder wie jener berühmte Professor in *Federico Fellinis* Film „E la nave va“, der zwar alles weiß über die Tänze der auf das zum Untergang geweihte Schiff geflüchteten Serben, aber unfähig ist, selbst auch nur einen Schritt im Takt der Musik zu gehen.

Leicht kann sich bei der Suche nach einer wie immer gearteten Ganzheit das Mißverständnis einschleichen, man könne auf diese Weise, wenn man sich nur entschieden genug darum bemühe, wieder zu dem Zustand einer früher einmal irgendwann vorhandenen, in der Zwischenzeit aber verlorengegangenen Ur-Ganzheit zurückkehren. Geht es aber bei der heutigen Rede von der Ganzheitlichkeit nicht um etwas Ähnliches wie bei der biblischen Erzählung vom paradiesischen Urzustand von Kosmos und Menschheit: weniger um die Feststellung, daß es tatsächlich an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit einen solchen Zustand einmal gegeben hat, sondern eher um eine *Kontrastfolie* zur Beschreibung menschlicher Wirklichkeit zum Zeitpunkt des Erzählvorgangs selbst? Die Rede von der Ganzheitlichkeit meint demnach nicht so sehr, daß ein solcher Zustand tatsächlich einmal erreichbar ist, sondern versteht sich eher als ein Fingerzeig auf eine als verhängnisvoll erkannte Schlagseite im Denken und Handeln der Menschen heute. Verstünde man Ganzheitlichkeit so, entginge man auch der Schwierigkeit, mit einem statischen Ganzheitsbegriff etwas bezeichnen zu müssen, was doch eigentlich nur ein *dynamischer und komplexer Gleichgewichtszustand* sein kann. Es wird nie einfach *die* Ganzheitlichkeit geben können, sondern allenfalls eine geschichtlichem Wandel unterworfenen, von Ort zu Ort, Zeit zu Zeit, Person zu Person durchaus unterschiedlich ausfallende Balance zwischen Polen wie Rationalität und Gefühl, männlich und weiblich, Wort und Bild, Arbeit und Muße, Kopf- und Handarbeit, eine Balance, die nicht einfach quasina-türlich vorgegeben ist, sondern je nach den Verhältnissen und Erfordernissen austariert werden muß.

Bezeichnenderweise scheint man sich aber heute weniger der Tatsache bewußt zu sein, daß es sich bei dem Ganzheitsmodell um ein *labiles Balanceverhältnis* handelt. Ähnlich wie wir es uns angewöhnt haben, unter einer „Alternative“ die der Möglichkeit A gegenübergestellte Möglichkeit B zu verstehen und nicht das Gegenüber von A und B, so wird auch unter dem Ganzheitlichen oftmals nur das verstanden, was man dem als defizitär Erkannten entgegenhält: Als ganzheitlich gilt dann das Gefühl und weniger das spannungsreiche und verletzliche Verhältnis von Ratio *und* Gefühl, von männlichen *und* weiblichen Anteilen des Menschen. Man fällt mithin von einer Einseitigkeit in die nächste und hält dies für

ganzheitlich. So entsteht z. B. mancherorts das Bild einer rationalitätsfeindlichen, ausschließlich an sogenannten weiblichen Werten orientierten, eben eine vermeintliche Ganzheitlichkeit für sich reklamierende Einstellung.

Veränderte Ziele – unverändertes Verhalten

Die Geschäftigkeit, mit der die Zeitgenossen sich daranmachen, ganzheitlich zu leben, scheint im übrigen der beste Beweis dafür zu sein, daß sie genau so nicht leben. Bis vor wenigen Jahren waren sie auf *Quantität* aus, heute ist *Qualität* angesagt: Techniken werden erlernt, die Zugang zu einer erhofften Ganzheit verheißen. Waren werden gekauft, denen der Nimbus des Ganzheitlichen anhaftet. Dem Herrschaftsanspruch gegenüber der Natur wird wortreich abgeschworen und an seine Stelle tritt eine Bewußtseinsweiterung im großen Stil. Die Ziele ändern sich, das eigentliche Verhalten ist jedoch gleichgeblieben. Man wendet sich gegen den Machtbarkeitswahn und macht doch weiter so: Anstatt weniger zu machen, werden die Herrschaftsansprüche nur auf anderes gelenkt. Bei dem Bemühen um mehr Ganzheitlichkeit geht es im übrigen zu wie im Warenhaus: Hier und da wird etwas ausprobiert. Man pickt sich aus allem die angenehmen und möglichst unmittelbar anwendbaren Teile heraus, die so lange praktiziert werden, wie sich nicht ein anderes Angebot verheißungsvoller ausnimmt. Für ein zeitaufwendiges Sich-vertraut-Machen fehlt die Geduld. Vielleicht will man nur zuviel, gibt sich mit nichts als dem Ganzen zufrieden und steht deshalb mit nichts da.

Daß es unter dem Leitgedanken der Ganzheitlichkeit zu einer wirklichen Wende im Verhalten der Menschen nicht gekommen ist, zeigt sich schon daran, daß die *Dominanz des Ich* ungebrochen ist. Nachdem die Bedürfnisbefriedigung auf materiellem Wege auf gewisse unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen ist, stellt die kosmisch-ganzheitliche Allverbundenheit vielleicht eine Verfeinerung der Mittel, aber keine grundlegende Veränderung dar. Transzendenz ist durchaus wieder gefragt – aber nur so weit, wie sie die Einbindung des Ich ins Ganze erleichtert. Ansprüche sollen daraus nicht erwachsen. Gegenüber dem Einssein mit dem Kosmos gerät das Irdische und Menschliche, geraten Bindungen und Verantwortlichkeiten nur allzu leicht ins Hintertreffen: Je durchlässiger die Grenzen von Raum und Zeit, desto zweitrangiger alles Begrenzte, Kleine, Banale, Gebrechliche. Im Idealzustand mag derjenige, der mit sich selbst völlig identisch ist, der seine Mitte gefunden hat, der mit sich in Harmonie lebt – oder wie die Umschreibungen alle heißen –, auch derjenige sein, der sich für andere verausgabt; bis es aber soweit kommt, kreist man um sich und sein Zu-sich-Kommen.

Ganzheitlichkeit ist so zwar zum Allerweltswort geworden, aber genau das macht es interessant. Die Karriere dieses Wortes zeigt deutlicher als vieles andere ein *Bedürfnis nach einer Ganzheit*, die unter den gegenwärtigen

Verhältnissen unmöglich geworden zu sein scheint. Die Ganzheitlichkeit stellt ein Ziel dar, wie es in einer Gesellschaft, in der alles gleich wichtig und gleich unwichtig zu werden droht, noch selten anzutreffen ist. Schon lange geht es eigentlich nicht mehr nur um das Verhältnis von männlichen und weiblichen Werten, von Rationalität und Gefühl, um das Verhältnis von Kopf- und Handarbeit, um Fragen der Ernährung, des Wohnraums und des Naturschutzes, sondern um die Suche nach einer *letzten existentiellen Geborgenheit* des Menschen angesichts einer ihm trotz allen Werbens um Natürlichkeit letztlich fremd gebliebenen natürlichen Umwelt. Die Beziehung zu einem persönlichen Gott ist für viele nicht mehr der verlässliche Eckstein in ihrem Weltanschauungsgebäude, aus einer Reihe von Bindungen und Abhängigkeiten, entbehrlichen wie unentbehrlichen, hat man sich „befreit“ und sucht nun nach einer neuen Einbindung, und zwar in einer das Ich überschreitenden natürlichen Ganzheit.

Ganzheit ist Geschenk

Nun wäre es aber fatal, wenn Glaube und Religion in der Meinung, neue Verbündete im Kampf um die Würde des Menschen gewonnen zu haben, sich zu Verlängerern von quasireligiösen Ganzheitsbedürfnissen machen würden. Wäre es nicht eher an der Zeit, einem überspannten Bemühen um eine vage Ganzheitlichkeit mit Psychotechniken, sogenannter Sinnlichkeit und Leiblichkeit, Naturprodukten, eklektizistisch zusammengeklaubten esoterischen Mysterien entschiedener denn je entgegenzuhalten, daß im Verständnis der jüdisch-christlichen Tradition nicht der Mensch sich selbst die ersehnte Ganzheit verleiht, sondern nur ganz werden kann durch ein ihm von Gott angesagtes Heil? Daß also manches forcierte Suchen nach Sinn durchaus nicht gut sein muß, sondern auch gottlos werden kann. Dem ängstlichen Bemühen um eine wie immer geartete Ganzheitlichkeit müßten Christen die befreiende Unbeschwertheit derjenigen entgegenhalten, die eine Hoffnung auf Überwindung der eigenen Zerrissenheit, aller Eindimensionalitäten, die sich im Laufe der Existenz der Menschheit eingeschlichen haben, nicht von sich selbst erwarten.

Vielleicht ist das gelebte Zeugnis, daß derjenige sein Leben verliert, der es retten will, und derjenige es gewinnt, der bereit ist, es zu verlieren (vgl. Mt 10, 39), ein heute mehr denn je benötigtes Zeugnis. Es gibt eine Verbundenheit mit dem Ganzen, die die Verantwortung für das Nächstliegende verdrängt. Im Zentrum der christlichen frohen Botschaft steht nicht der Mensch, der – einsam mit sich – ganz er selbst werden will, der sich sorgt um seine innere Harmonie, sondern derjenige, der von seiner schlechthinnigen Abhängigkeit von einem Gott weiß, der ihn erlöst, heil und ganz macht. Ganzsein ist nach christlichem Verständnis nicht das Ergebnis einer elitären Anstrengung nach einem Immer-Mehr, Immer-Höher, Immer-Tiefer auf dem Weg zu einer vermeintlich ganzheitlichen Selbstwerdung. Es ist Geschenk.

Klaus Nientiedt